



Christian
Signol *Das
wahre Glück
des Lebens*

Urachhaus

Christian Signol

*Das wahre Glück
des Lebens*

Aus dem Französischen
von Corinna Tramm

 *Verlag Urachhaus*

»Nur Mut! Allein die Erde ist ewig.«

Jim Harrison

Inhalt

Einleitung

Die langen Juniabende

Das Feuer

Das Wasser

Die Steine

Die Bäume

Der Frost

Der Tau

Der Regen

Der Schnee

Der Wind

Die Düfte

Die Morgendämmerung

Die Wiesen

Die Klänge

Die Jahreszeiten

Die Wege

Der Himmel

Die Gärten

Die Felder

Die wilden Blumen

Die Wälder

Die Vögel

Die Tiere

Die Früchte

Die großen Kalksteinplateaus

Das Meer

Die Sterne

Die Berge

Die Inseln

Die Flüsse

Die Augenblicke

Ich habe immer gedacht, die Schönheit der Welt sei dazu bestimmt, uns die tragische Kürze unseres Lebens vergessen zu machen. Vielleicht ein Geschenk Gottes – *wenn er existiert, wie ich hoffe* – aus seinem großen Erbarmen heraus. Doch leider können wir das nicht wissen! Nicht nur, dass wir dieser Erde, die uns trägt, die schlimmsten Verletzungen zufügen, vielmehr und vor allem verhalten wir uns ihr gegenüber wie Fremde – manchmal sogar wie Feinde – und sind nicht mehr in der Lage, zu sehen, wie außerordentlich schön sie ist. Etwa wenn sie uns in kurzen Augenblicken diese Ewigkeitsversprechen liefert, die aus dem Schimmern der Espenblätter in der Sonne hervorgehen, aus einem Mohnblument Teppich, der sich im Samt des Weizens wiegt, aus einem Stück Wald, das sich gegen den blauen Himmel abhebt, oder aus dem Tanz umherschwirrender Schneeflocken in der Nacht.

Deshalb habe ich, der ich unverändert daran glaube, dass die Empfindung von Glück innig mit der der Ewigkeit verbunden ist, niemals die Verbindung abgebrochen, die in meiner Kindheit mit der Welt der Natur geknüpft wurde. Aus einem Instinkt heraus. Als ginge es um mein Überleben, zumindest um mein Glück zu leben.

Ich habe also einen Großteil meiner Zeit mit der Suche nach diesen wunderbaren Empfindungen in den Wäldern, auf den Bergen, in der Nähe der Flüsse, auf den vom Sommer ausgebrannten Kalksteinplateaus oder auf den Wiesen mit den verstreut liegenden offenen Scheunen, in denen das alte Heu schlummert, verbracht. Ich bin überzeugt davon, dass die Erde ewig ist, dass sie vor uns existiert hat und dass sie nach uns existieren wird. Und dass vor allem sie allein die Erinnerung an eine Zeit bewahrt, in der wir noch nicht existierten – eine Erinnerung, die uns nur zugänglich ist, wenn wir uns ihr zuwenden.

Die industrielle Zivilisation ist im letzten Jahrhundert zur städtischen Zivilisation geworden und hat uns von der Welt der Natur entfernt. Es ist

sicher das, was das zwanzigste Jahrhundert am besten charakterisiert: die Verbindung mit einer Lebensweise und Werten gebrochen zu haben, die zumindest in den westlichen Ländern von jeher die Fortdauer der Menschlichkeit gesichert hat. Und gleichzeitig das Gleichgewicht gestört zu haben, durch das sie seit jeher lebte. Für immer? Das ist nicht sicher. In Frankreich träumen heute fünfundsiebzig Prozent der Menschen davon, in einem Eigenheim in einem Dorf zu leben, weil sie spüren, dass die großen Metropolen aus Beton und Gleichgültigkeit sie nicht wirklich glücklich machen. Den Kontakt mit der Welt der Sinne wieder aufzunehmen, ist also keine Idee der Vergangenheit, sondern eine Hoffnung für die Zukunft. Eine Hoffnung, die – so wünsche ich mir – die Möglichkeiten der modernen Kommunikation eines Tages einlösen und es damit den Menschen ermöglichen wird, dort zu wohnen, wo sie es möchten.

Denn die Menschen ahnen es, ohne es sich einzugestehen, dass das Glück sich anderswo als in den großen Metropolen verbirgt, wo sie die Überlebensreflexe der Tiere wieder annehmen. Sie wissen insgeheim, dass die Erde ihnen trotz der Schandflecken der industriellen Zivilisation weiterhin leuchtende Abende im Juni schenkt, zartes Moos im Herbstwald, singende Flüsse, Schwalben, die fortziehen, und andere, die wiederkommen, Jahreszeiten voller Licht und andere reich an melancholischer Stimmung. Sie erinnern sich, dass es verschiedene Arten von Wind und Regen gibt, vom Tau feuchte Morgen und solche, die Eis oder Schnee bringen. Die Erde entzündet am Himmel Feuer, deren Farben unser Herz beklommen machen, zur Abenddämmerung wie bei Tagesanbruch. Im Winter schläft sie ein, und im Frühling, mit dem Fliederduft, der sich in der lauen Mailuft erhebt, erwacht sie wieder. Allabendlich können wir die Sterne erblicken, die treu immer wieder aufgehen, wie um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und uns an etwas zu erinnern.

Die Wissenschaftler behaupten, dass wir von den Sternen abstammen, dass der Kohlenstoff unserer Zellen von derselben Art sei wie ihrer. Ich bin im tiefsten Innern davon überzeugt. Es genügt mir, in den Juninächten die Augen zu heben, um zu verstehen, dass ich ihnen mit meinem ganzen Erinnerungsvermögen gehöre. Aber wer betrachtet heute noch die Sterne

am Junihimmel? Daher wollte ich vor allem über sie schreiben. Einmal für diejenigen, die sie nicht mehr sehen, aber auch für alle diejenigen, die sie niemals wirklich betrachtet haben.

Die Welt lebt. Um uns herum. Ohne uns oder mit uns. Schaut sie an. Hört ihr zu. Sie ist Quelle des Glücks, des echten Glücks, das bezaubert und beruhigt, denn es entspringt dem Anbeginn der Zeit. Sie stellt unsere tiefe Wahrheit dar, unsere Geschichte, unsere Erinnerung. Sie ist das, was wir vor allem sind, weil sich unser Bewusstsein zusammen mit dem Universum entfaltet hat.

Wir haben sie vergessen, doch es ist niemals zu spät, sich ihr zuzuwenden, um die Vögel wieder zu entdecken, die Wälder, die Berge, die Flüsse, den Geruch brennenden Holzes, die Schönheit der Früchte, den Gesang der Quellen, den Morgennebel, den von Gewitterwolken schweren Himmel, die Grillen am Abend und die Stille der Nächte. Es ist nicht zu spät, die Beziehung zu dieser Welt wieder aufzunehmen, den mit Heckenrosen gesäumten Pfaden entlang der Weizenfelder zu folgen, deren Ähren im heißen Sommer sanft unter dem Porzellanblau wogen. Es ist nie zu spät, selbst wenn man in der Stadt lebt, den Kopf zu den Sternen zu heben, die Augen zu schließen, sie dann wieder zu öffnen und zu spüren, wie die Erde langsam majestätisch im Ozean des immensen Universums treibt.

Die langen Juniabende

Ihr Duft nach gemähtem Heu hat mich immer tief bewegt, und ich habe mich bemüht, mich niemals davon zu entfernen, denn für mich ist dies der wahre Duft des Glücks. Die Tage sind lang und heiß, der grüne Himmel, der von Schwalben durchzogen wird, schläft im Hochsommer. Wieder und wieder ziehen sie in unendlichen Runden über die Häuser hinweg und zeichnen dabei Arabesken, bei denen ich mich immer gefragt habe, ob sie nicht einen verborgenen Sinn besäßen. Den Sinn des Lebens vielleicht? Oder den unseres Schicksals?

Sie ziehen im Herbst fort, ohne uns etwas zu enthüllen; oder zumindest nichts, was wir nicht erahnt hätten. Doch im Juni waren sie da, um die Langsamkeit der Tage zu unterstreichen, die Langsamkeit der Karren, die das Heu heimbrachten, durchsiebt von Grashüpfern; die der Nächte, die erst nach langen Abenden hereinbrachen. Bauern mit einer ziegelsteinfarbenen Haut schliefen mit offenen Augen über dem hellen Heu. Hunde folgten ihnen abgehetzt mit heraushängender Zunge. Die Schule war an langen, verträumten und sehnsüchtigen Nachmittagen zu Ende gegangen. Vor mir lagen nur noch Tage von unendlicher Freiheit und Milde, mitten in einer Zeit, die aufgehört hatte, voranzuschreiten.

An jedem Juniabend denke ich an den Satz Jean Gionos aus seinem Roman *Der Hügel*: »Es ist sechs Uhr abends im Sommer. Am Waschplatz wird gesungen.« Die Magie dieses Schriftstellers liegt darin, dass er es verstand, mit nur einem einzigen Satz die Zeit aufzuheben und uns eine Ahnung vom ewigen Frieden zu geben.

Ohne es beschreiben zu können, ist es genau das, was ich zu jener Zeit empfand und was ich bis heute manchmal empfinde, wenn ich mir die Mühe mache, zu diesen gesegneten Orten *der ersten Male* zurückzukehren, in jenem Alter, in dem die Welt uns den unvergesslichen Abdruck ihrer Schönheit eingraviert.

Es ist ebenfalls der Zauber dieser Juniabende, die die Tage unbegrenzt verlängern, die Zeit in die Länge ziehen, sodass der Eindruck entsteht, die Nacht würde niemals hereinbrechen. Ich habe es immer als göttliche Liebkosung empfunden, doch konnte ich es niemals so gut erklären wie heute. Ich gab mich damit zufrieden, es zu erleben und darüber unendlich glücklich zu sein. Seit jeher. Es genügt mir, mich meinen Erinnerungen hinzugeben, um sogleich dieses Glück der Abende wieder zu spüren, an denen es schien, als würde das Leben niemals enden.

Wir aßen auf der Terrasse Saubohnensuppe und überreife Melonen, dabei wurden wir von Mauerseglern überwacht, die vom Licht wie verrückt waren. Dünfte von warmen Pflaumen, von gegossenen Gärten strömten herbei, Geklapper von Geschirr und Stühlen, auf denen man sich von den langen Arbeitstagen ausruhen konnte. Wir aßen langsam, ohne zu sprechen, hörten uns atmen und leben in der Hitze, die nicht schwinden wollte und nach dem kleinsten Lufthauch lechzte! Nichts drängte. Blicke sprachen deutlicher als Worte davon, wie brüderlich die Welt war. Ein Einverständnis war gerade besiegelt worden. Eins geworden mit der Nahrung, so spürte ich, wie ich mit ihr bis in die Schweißtropfen hinein verschmolz, die auf meiner Stirn perlten. Nach der Melone kam der Quark, den ich süßte und auf dem Brot mit dicker Kruste aß, die so schwarz war wie die ausbleibende Nacht. Der Wein, der mit ein wenig Wasser verdünnt wurde, war der aus dem Weinberg, die Früchte die aus dem Garten. Am Ende der Mahlzeit blieben wir lange regungslos sitzen, der kleinsten Bewegung unfähig, und hielten die Augen auf die Bäume gerichtet, in der Hoffnung darauf, die kleinste Bewegung eines Blattes zu entdecken.

Danach gingen wir und legten uns mit einer Decke mitten auf die von Erdklumpen bucklige Wiese. Feucht war die Luft, wie die Haut des Vaters und der Mutter, und schon stieg der kräftige Geruch des Grases auf: ein pfeffriger und klammer Duft, sobald sich Schatten ausbreitete, wie im

Sternentau gebadet. Ein einfaches Glück, das von dem harten Boden in keiner Weise beeinträchtigt wurde, nicht mehr als von den harten Stoppeln des Strohs. Mittlerweile hatten die Grillen zu singen begonnen. Langsam kühlte sich die über den Tag erbarmungslos aufgeheizte Luft im leichten Abendwind ab, und die Sterne schienen so nah, dass ich meine Hand nach ihnen ausstreckte.

»Was tust du da?«, fragte meine Mutter.

»Ich hole die Sterne herunter.«

Sie ist nicht mehr da, die Mutter, um mit mir darüber zu lachen, leider, aber die Gegenwart einer Mutter und eines Vaters unter dem Sternenhimmel im Juni, im Duft des gemähten Heus, wird immer einer der wertvollsten Schätze in meinem Leben bleiben.

Später, als Jugendlicher, habe ich in der Unbekümmertheit, die diesem Alter Unvergänglichkeit verleiht, diese Nächte mit dem Fahrrad durchstreift und bin durch die Schwüle des Heus gefahren, deren Schwaden noch nicht eingeholt worden waren. Der Geruch blieb derselbe, lieblich und pfeffrig zugleich, heftig und sanft, penetrant und zeitweise stickig. Ich hatte kein Licht auf diesen Wegen der heimlichen Rendezvous. Ich ließ mich vom Mondschein leiten, dessen Licht in hellen Bächen an den Bäumen herabließ. Ich war berauscht von einer Freiheit und einem Glück, die niemals bedroht sein würden. Ich wusste, dass sich da ein wesentlicher Bestandteil meines Lebens abspielte, und ich fühlte, dass er, was immer auch geschah, einen Teil von mir auf dieser Seite der Welt zurückbehalten würde.

Heute sind die Juniabende mit denen von damals nicht mehr zu vergleichen. Man isst nicht mehr draußen, nicht einmal mehr auf dem Land, wo das Fernsehen wie auch anderswo unsere sklavenhafte Präsenz fordert. Dennoch, wann immer es möglich ist, verlasse ich, gemeinsam mit jener, die seit den Juniabenden meiner Jugend mein Leben mit mir teilt, mit dem Auto die Stadt, um Felder und Wiesen aufzusuchen. Dann beginnt alles wieder von vorn: Die Nacht ist noch nicht hereingebrochen, die Schwaden trocknen auf den Wiesen, wo ihr Duft derselbe geblieben ist. Unschätzbare Wegzehrung, die mich unmittelbar in eine vergangene Zeit versetzen kann und sie für mich genauso erlebbar macht, wie sie früher war. Nicht aus einer eitlen Sehnsucht heraus, sondern einfach, um mir zu beweisen, dass, wenn